

Sechzehn lange Jahre war Thomas Mann gezwungen, im Exil zu leben – vom Schicksalsjahr 1933, in dem der Schriftsteller kurz nach der NS-Machtergreifung Deutschland verlassen musste, bis zu seinem ersten Besuch vier Jahre nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes. Im Sommer 1949 betrat Thomas Mann und seine Frau Katia erstmals wieder deutschen Boden. Von dieser spektakulären zwölfstägigen Reise, die am 24. Juli 1949 in Frankfurt begann und das Paar auf einer abenteuerlichen Fahrt durch das zerstörte Ost- und Westdeutschland führte, erzählt die Graphic Novel „Thomas Mann 1949 – Rückkehr in eine fremde Heimat“.

Geschrieben hat sie Friedhelm Marx zusammen mit dem Autor Julian Voloj und der Illustratorin Magdalena Adomeit. Man kann sich bei diesem Thema wohl kaum einen besseren Verfasser vorstellen als den Bamberger Thomas-Mann-Forscher Marx, der auch Herausgeber des Ende Mai erscheinenden Bandes „Essays III 1926–1933“ der Großen kommentierten Frankfurter Thomas-Mann-Ausgabe ist

**Friedhelm Marx, Julian Voloj, Magdalena Adomeit: „Thomas Mann 1949“. Rückkehr in eine fremde Heimat.** Knesebeck Verlag, München 2025. 96 S., geb., 24,- €.

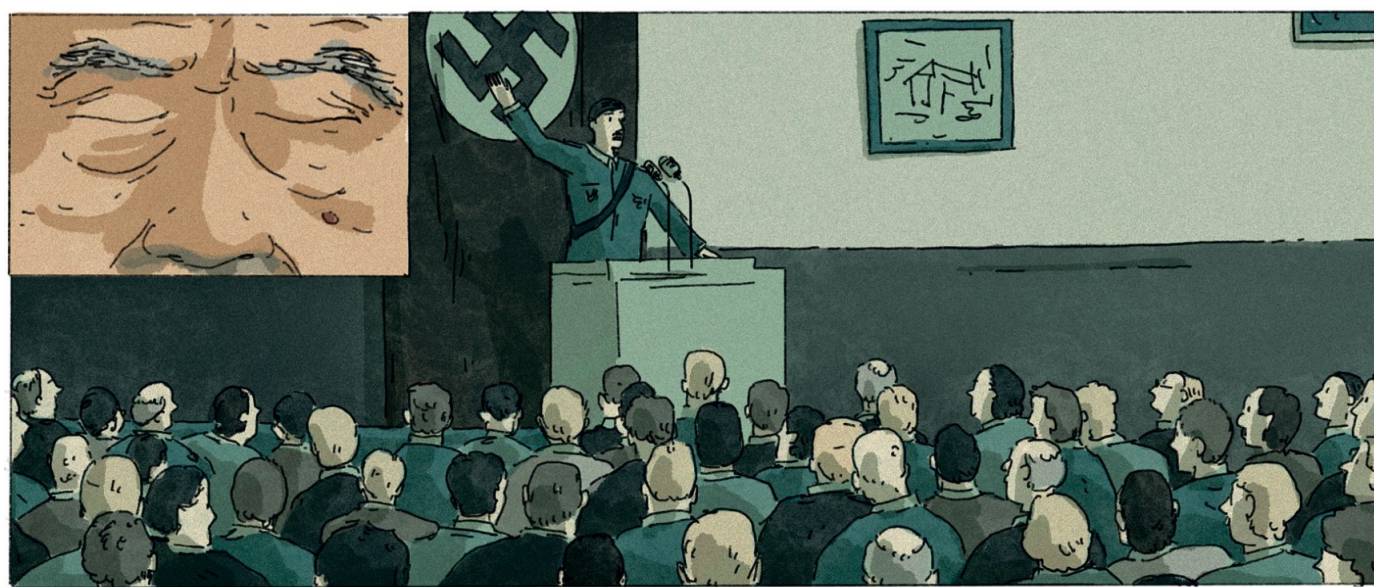
und zur Deutschlandreise der Manns 1949 vielfach geforscht hat.

Dem Auftaktbild vom Frankfurter Hauptbahnhof folgen im Buch eindrucksvolle Impressionen von der zerstörten Altstadt. Inmitten der Ruinen ragen nur der Dom und die Paulskirche empor. Und genau hier, an diesem geschichtsträchtigen Ort, an dem 1848 die Nationalversammlung tagte, soll Mann wenige Tage später den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt in Empfang nehmen. Auf dem Weg dorthin muss er von Sicherheitsleuten begleitet werden, jedoch weniger, um ihn vor der jubelnden Menschenmenge zu schützen. Thomas Mann hat vielmehr schon im Vorfeld zahlreiche Drohbriefe erhalten und auch jetzt gibt es vor der Paulskirche wütenden Protest gegen die Ehrung des Exilanten. Als „jüdischen Dollar-Hamster“ beschimpft ihn ein Mann aus der Menge, ein anderer stimmt ein: „Wir können nicht zulassen, dass einer, der sich deutsch nennt und das deutsche Volk derart beschmutzt hat, den deutschen Boden, den Boden Goethes betritt.“ „Das Verhalten der Deutschen zu mir ist durchaus hysterisch“, schrieb Thomas Mann später rückblickend über diesen Moment.

Auf der Rückfahrt von der Paulskirche fragt er im Buch seinen Fahrer, den „getreuen Motschan“: „Was glauben Sie, wie viel Blut wohl an all den Händen klebt, die ich heute habe drücken müssen?“ Georges Motschan, der diese Szene in seinen Erinnerungen festhält, ist ein junger Schweizer, der Thomas Mann bewundert und ihm und Katia angeboten hat, sie in seinem schwarzen Buick zu chauffieren. Auf der Reise von Frankfurt über München, Nürnberg, Bayreuth und Plauen, wo sie von den späteren DDR-Kulturministern Johannes R. Becher und Klaus Gysi zum Zonenwechsel empfangen werden, bis nach Weimar und zurück wird Motschan seine Passagiere nicht aus den Augen lassen.

Was die Graphic Novel lesenswert macht, ist ihr souveräner Umgang mit der Verdichtung der Zeit. So zeichnet sie die Ereignisse nicht etwa chronologisch nach, sondern springt zwischen den Jahren hin und her: von Thomas Manns Verleihung des Nobelpreises 1929 in Stockholm über seinen Entschluss, von einer Vortragsreise 1933 nicht mehr nach Deutschland zu rückzukehren, bis zu seinem Exil in Pacific Palisades und wieder zurück zur erzählten Gegenwart des Jahres 1949. Auch private Dramen thematisiert die Bilderzählung, so den Suizid von Klaus Mann, der sich im Mai 1949 in Cannes das Leben nahm, wenige Wochen vor der Ankunft seiner Eltern in Deutschland. Die sind schwer davon getroffen, treten die Reise auf Anraten ihrer Tochter Erika aber dennoch an.

Kurz vor ihrer Ankunft war am 23. Mai 1949 die Bundesrepublik gegründet worden. Die Staatsgründung der DDR folgte wenige Monate später am 7. Oktober. Zu diesem Zeitpunkt wusste niemand, wie es mit den zwei deutschen Staaten weitergehen würde. Dass der Autor der „Buddebros“ beide Landesteile bereiste, weil er wenige Tage nach Frankfurt auch den Goethe-Preis der Stadt Weimar erhalten sollte, zerte zerte auch an den Nerven des



„Ich kenne keine Zonen“: Thomas Mann weigerte sich 1949 in der Paulskirche, die deutsche Teilung zu akzeptieren.

Foto Verlag

## Wie viel Blut wohl an all den Händen klebt?

Von den Nazis vertrieben und nach 1945 beschimpft: Friedhelm Marx' Graphic Novel über Thomas Manns ersten Deutschlandbesuch nach dem Zweiten Weltkrieg.

Vierundsiebzigjährigen. Zugleich wollte Mann den Besuch hier wie dort aber auch als programmatische Ansage verstanden wissen. In seiner Frankfurter Goetheerde bekannte er: „Ich kenne keine Zonen. Mein Besuch gilt Deutschland selbst, Deutschland als Ganzem und keinem Besatzungsgebiet.“ Diese doppelte Präsenz sollte das prekäre Image des Autors hierzulande nachhaltig prägen, wie Friedhelm Marx herausarbeitet: Man nahm ihm dies als Anmaßung übel, und insbesondere im beginnenden Kalten Krieg als Missachtung der politischen Neuorientierung.

Auch in Weimar wird das Paar von Schaulustigen, Fotografen und Bürgermeistern belagert, die unentwegt Hände schütteln wollen. Neben der Begegnung mit Oberst Tulpanow, dem Chef der sowjetischen Informationsabteilung und schillernden Gestalt der Berliner Intellektuellenszene, mit dem sich Mann über die rus-

sische Literatur des neunzehnten Jahrhunderts austauscht, rekonstruiert die Weimarer Bildstrecke noch eine weitere kuriose Pointe, die Sir Hartley Shawcross betrifft. Der britische Chefankläger der Nürnberger Prozesse, die am 14. April 1949 endeten, hatte vor Gericht Thomas Mann zitiert – allerdings unwissentlich. Shawcross meinte, mit Goethe zu sprechen, als er in seinem Schlussplädoyer über die Deutschen sagte: „Das Schicksal wird sie schlagen, weil sie sich selbst verrietten und nicht sein wollten, was sie sind.“ Tatsächlich hatte Thomas Mann diesen fiktiven Monolog Goethe in den Mund gelegt – in seinem 1939 im Exil verfassten Roman „Lotte in Weimar“.

Ausgehend von der knapp zwei Wochen dauernden Tour durch Deutschland, entfaltet die Graphic Novel eine Zeitreise, die nicht nur Einblicke gibt in Leben und Denken der Manns, sondern auch

Deutschland vor, während und nach der NS-Zeit in den Blick nimmt. Sie erinnert auch daran, wie kritisch Manns Aussage in Weimar, seine erste Wiederkehr gelte „dem alten Vaterland als Ganzem“, womit er sich gegen die absehbare Teilung wandte, in Amerika zur Kenntnis genommen wurde: „Thomas Manns Karriere als öffentlicher Intellektueller in den USA war damit beendet“, schreibt Friedhelm Marx.

Drei Jahre später sollte Thomas Mann die antidemokratischen Umtriebe der McCarthy-Ära zum Anlass nehmen, um das Land zu verlassen. Er kehrte jedoch nicht nach Deutschland zurück, sondern ging in die Schweiz. Im Tagebuch sprach er von einer „wiederholten Emigration“. Bis zu seinem Tod im Jahr 1955 hielt er engen Kontakt zu seinem jungen Schweizer Freund, der ihn als Chauffeur auf seiner denkwürdigen Reise durch Deutschland begleitet hatte. SANDRA KEGEL

## Eisenhut war gar keine schlechte Wahl

Gruselbuch: Noemi Harnickell erzählt Geschichten von bösen Unternehmungen mit giftigen Pflanzen

Wirkstoffe aus Pflanzen stehen im Ruf, sanft zu sein und keine schädlichen Nebenwirkungen zu entfalten. Überhaupt hat das Wort „pflanzlich“ eine freundliche, harmlose Aura. Dass diese Einschätzung nicht stimmt, viele Pflanzen mit Vorsicht zu genießen sind, manche auch tödlich sein können, davon handelt Noemi Harnickell in ihrem Buch. Es erkundet die giftige Seite der Pflanzenwelt – mit Fokus insbesondere auf die vielfältigen Methoden, Menschen mit Extrakten etwa aus Rizinusbäumen, Engelstropfen oder der Tollkirsche um die Ecke zu bringen.

Für den roten Faden des Buchs sorgt der „Poison Garden“ von Alnwick in der nordenglischen Grafschaft Northumberland, dessen Leiter der Autorin eine ausgedehnte Führung zuteilwerden ließ. Zwar hat die Gründung des Giftgartens einen ersten Hintergrund: Weil in Northumberland viele junge Menschen an Drogen sterben, soll die Attraktion auf unaufdringliche Weise über Risiken von harmlos scheinenden Substanzen aufklären. Im Buch setzt Harnickell aber fast vollständig statt auf rein sachliche Darstellungen auf gruselig-unterhaltsame Anekdoten, die teils aus Krimis stammen. Sie breitet genüsslich Mordversuche und Mordfälle aus, bei denen Pflanzengifte zum Einsatz kamen.

Dazu zählt zum Beispiel die Geschichte jenes Mannes, der in den Neunzigerjahren in Edinburgh in einem Supermarkt viele Flaschen Tonic Water mit Atropin versetzte, dem Gift der Schwarzen Tollkirsche, eines auch als Belladonna bekannten Nachtschattengewächses. In den örtlichen Notaufnahmen trafen bald mehrere Menschen mit Vergiftungserscheinungen wie schweren Magenkrämpfen ein. Der Täter hatte die Dosis so gewählt, dass die Menschen erkrankten, aber nicht starben. Er wollte, schreibt Harnickell, die Polizei damit auf die Jagd nach einem fiktiven Massenmörder schicken, während er den Plan verfolgte, seiner Frau eine tödliche Dosis zu verabreichen und dann den schockierten Ehemann zu mimen. Der Plan ging schief, auch die Frau überlebte die Vergiftung, aber zu den vielen kuriosen Wendungen dieses Buchs gehört, dass der Täter nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis einen Teilzeitjob als Lehrbeauftragter für Medizintechnik bekam.

Kein gutes Ende nahmen dagegen andere Vergiftungsfälle, etwa mit Rizin, Strychnin oder Zyanid. Letzteres ist in kleinen Mengen in Apfeln enthalten – doch die Behauptung eines Giftmörders, sein Opfer habe wohl einfach zu viele Äpfel gegessen, verfiel vor Gericht nicht, weil man Hunderte der Früchte zu sich nehmen müsste, um eine schädliche Wirkung zu erzeugen.

Von Polizisten und Detektiven wimmelt es in diesem Buch nur so, Botaniker dagegen kommen eher selten vor. Eine Ausnahme bildet die Geschichte

der „Curry-Mörderin“, die 2009 das Gift des Eisenhuts aus Indien mitbrachte, um sich an dem Mann zu rächen, der sie kurz zuvor verlassen hatte, dem sie es aber noch in ein Gericht mischen konnte. Die Polizei tappte zuerst im Dunkeln, der letzte bekannte Mord mit dem Gift des Eisenhuts war in Großbritannien mehr als hundert Jahre zuvor begangen worden. Auf die Spur kamen der Mörderin dann Wissenschaftler des Botanischen Gartens von Kew in London, die mit den chemischen Signaturen etwas anzufangen wussten.

Eine Wendung weg vom Anekdotischen nimmt Harnickells Buch gegen

**Noemi Harnickell: „Fatale Flora“. Von giftigen Pflanzen und gemeinen Menschen.** HarperCollins Verlag, Hamburg 2025. 288 S., geb., 22,- €.

Ende, wenn sie sich Nikotin und Opium zuwendet. Vom Leiter des englischen Gift-Gartens erfährt sie, dass zwar der Rizinusbaum das gefährlichste Gift produziere, aber die Tabakpflanze im Lauf der Geschichte wohl am meisten Menschen auf dem Gewissen habe. Sie erinnert dabei auch an die gesundheitlichen Schäden, die Landarbeiter beim Anbau davontragen, wenn sie die Pflanze ständig berühren. Am giftigsten sei Nikotin nämlich gar nicht im Rauch, sondern als Tee oder eben bei direkter Berührung der Pflanze. Das Pflücken von feuchten Tabakblättern entspreche etwa dem Rauchen von sechzig Zigaretten an einem Tag, zitiert die Autorin den Experten.

Als unterhaltsames Gruselbuch funktioniert „Fatale Flora“ gut. Dem Unterhaltungszweck kommt auch nicht in die Quere, wenn manche Informationen erkennbar ungefiltert aus Internetsuchen stammen. Was man als Leser allerdings nicht erwarten sollte, sind solide botanische Ausführungen dazu, welche Rolle die Gifte in der Natur spielen, oder Erkundungen, wie indigene Völker ihren umfassenden Wissensschatz zu den Pflanzen aufgebaut haben und welche potenten Wirkstoffe aus Pflanzen in der Medizin Anwendung finden.

Zudem verschwimmen die Grenzen zwischen Fiktion und Realität allzu sehr. Die Autorin gibt dies selbst eher ungewollt zu, wenn sie mit Bezug auf die grausamen russischen Giftanschläge in London schreibt: „Was für Sergei und Yulia Skripal ein traumatisierendes Erlebnis war, ist für Geschichtserzählerinnen wie mich oder den Guides des Poison Garden ein spannendes Schauermärchen.“ Hier wünscht man sich doch etwas mehr Ernsthaftigkeit. Ein Pluspunkt ist dagegen, dass das Buch keine der in sozialen Medien beliebten Anleitungen enthält, etwas selbst auszuprobieren. CHRISTIAN SCHWÄGERL

## Kampfgebiet Körper

Unglücklich mit der Weltlage: Simone Schönets Erzählungsband „Beim Barte der Prophetin“

„Ira“ ist bekanntlich das lateinische Wort für Zorn. Aber auf diese Ira trifft das absolut nicht zu. Diese Ira, deren genaue Wesensart nicht wirklich greifbar wird, ist eher das Gegenteil von Wut oder Zorn. Vielmehr hofft sie, hofft bis zuletzt, dass nicht alles so schlimm kommen möge, wie es sich schon deutlich abzeichnet. Das Ende bleibt zwar offen, aber auf einen glücklichen Ausgang sollte man nicht setzen. „Ira“ lautet auch der Titel der letzten von elf Erzählungen, die soeben im neuen Buch von Simone Schönets erschienen sind. Keine der elf Kurzgeschichten, so viel sei vorausgeschickt, kann man als fröhlich bezeichnen.

Da geht es um häusliche Gewalt, mehrmals mit tödlichem Ende, sprich: um Femizide. Oder um sexuellen Übergriffe vom Vorgesetzten – „Odo“ heißt der und ist auch für jene Erzählung Titelgeber. (Dem österreichischen Lesepublikum schießt da wohl sofort eine reale Vorlage in einem privaten heimischen Medienbetrieb vor nicht allzu langer Zeit ins Gedächtnis.) In Schönets Version entschliefen sich die betroffenen Frauen immerhin zur Gegenwehr und werden wohl Klage einbringen. „Die Odos dieser Welt sind mächtig. Sie müssen aber ihren Selbstwert stärken, die armen Odos. Und das machen sie am Kampfgebiet, am Körper der Frauen als Kampfgebiet.“ Doch auch hier bleibt das Ende offen.

Die Geschichte „Ich war nie im Leben nur Hausfrau“ handelt dann wiederum von einer ehemaligen Aufseherin in den Konzentrationslagern Ravensbrück und Majdanek. Die wird Mitte der Sechzigerjahre an ihrem da-

migen Wohnort in Queens, New York, von einem Reporter aufgespürt. Es kommt zur Anklageerhebung in Deutschland, ihre durch Heirat erworbene US-Staatsbürgerschaft wird ihr im Laufe des Prozesses aberkannt, und da sie, geboren 1919, ursprünglich Österreicherin war, versteht sie

**Simone Schönets: „Beim Barte der Prophetin“.** Edition Atelier, Wien 2025. 216 S., geb., 24,- €.

überhaupt nicht, was ihr eigentlich vorgeworfen wird. Sie habe doch nur ihre Pflicht getan, behauptet sie ständig vor Gericht. In Österreich sollte man sich noch gut daran erinnern, dass sich auch Kurt Waldheim, Bundespräsident von 1986 bis 1992, gegen den allerdings nie ein Verfahren eingeleitet worden ist, genauso gerechtfertigt hat.

Die meisten der Erzählungen in „Beim Barte der Prophetin“ sind in Ich-Erzählerinnen-Form geschrieben. Übrigens ist „Beim Barte der Prophetin“ der Titel von Erzählung Nummer vier, worin es zwar leicht verlausuliert, aber ziemlich eindeutig zu erkennen um die aktuelle Lage der Welt geht. Simone Schönets scheint damit nicht zufrieden zu sein. Wer wollte ihr da widersprechen? Es ist ein beeindruckendes, aber, wie schon erwähnt, kein fröhliches, nicht einmal ein hoffnungsvolles Werk. MARTIN LHOTZKY

## Sprache als Heimat

Die neue Ausgabe der „Akzente“ versammelt Beiträge von Exil-Autoren aus dem Projekt „Weiter Schreiben“

Die Exil-Erfahrung Thomas Manns ging über das Exil hinaus, wie in der oben stehenden Rezension nachzulesen ist. Seine wahre Heimat, das hatte er in Amerika immer betont, war die deutsche Sprache, nicht Deutschland. Und in ihr konnte er Zuflucht nehmen. Zugleich war er amerikanischer Staatsbürger, blieb aber Sprachfremder im neuen Land. Und das alte betrachtete ihn als Fremden, weil er gegangen war.

Die Ambivalenz vom Leben mit der eigenen Sprache in einem fremden Land ist eines der Hauptthemen in der aktuellen Ausgabe der Literaturzeitschrift „Akzente“. Ihr Schwerpunktthema: Exil. Nun könnte man sagen, dass die „Akzente“ selbst im Exil sind, seit der Hanser-Verlag

sie nach mehr als sechzig Jahren abgab und die Zeitschrift nunmehr beim Dittrich-Verlag untergekommen ist. Auffällig ist der Rückgang prominenter Namen unter den Beitragern, nachdem nun auch die zwischenzeitliche Praxis, für jedes Einzelheft einen bekannten Hanser-Autor zum Herausgeber zu bestimmen, ein Ende

**AKZENTE**  
EXIL

„Akzente“  
Zeitschrift für Literatur  
Nr. 1/2025: Exil.  
Hrsg. von Marietta Thien.  
Dittrich Verlag,  
Weilerswist-Metternich  
2025, 98 S., 2 Abb., br.,  
12,- €.

gefunden hat. Die neue Herausgeberin Marietta Thien hat aber aus der Not eine Tugend gemacht und für das Exil-Heft das Literaturportal „Weiter Schreiben“ als Textlieferant gewonnen, von dessen Aktivitäten auch „Bilder und Zeiten“, die samstägliche E-Paper-Beilage dieser Zeitung, bereits mehrfach profitiert hat.

„Weiter Schreiben“ bietet Literatur aus Kriegs- und Krisengebieten ein Forum, deren Verfasser meistens ihre Heimat verlassen mussten. Und gleich der erste in „Akzente“ aufgenommene kleine Briefwechsel (2019 geführt von der syrischen Dichterin Lina Aftah und der georgischen Schriftstellerin Nino Haratischwilli, die eine mittlerweile wohnhaft in Wanne-Eickel, die andere in Berlin) bietet das verblüffende

Phänomen zweier mitabgedruckter Fotos beschädigter Häuser, die die Schriftstellerinnen jeweils als Erinnerungen an ihre Heimat aufbewahrt haben – und die sich so ähnlich sind, dass Aftah schreibt: „Warum sollte Nino mir ein Foto unseres Hauses in Salamiyya schicken?“, um dann fortzufahren: „Wir teilen nicht nur einfache Details, sondern es ist ein ganzes Leben, das die Fäden zwischen uns spinnt.“ Diesen Gespinsten gehen die „Akzente“ mit Texten von mehr als zwanzig Exil-Autoren nach, unter denen Haratischwilli die hierzulande Bekannteste ist, aber lesenswert sind sie alle. Weil sie die Rettung in die Sprache (bisweilen auch die deutsche) zum Thema haben und damit die grundlegende Exil-Erfahrung. apl